

# Gummitwist und Glücksklee

LEUTE IN LU: Der Kölner Künstler Joachim Kubowitz setzt seiner Kindheit im Ludwigshafener Westend ein Denkmal

VON NICOLE SPERK

Joachim Kubowitz war knapp 24 Jahre alt, als er 1982 seine Heimatstadt Ludwigshafen verlassen hat. Zuerst zog er nach Bremen und einige Jahre später weiter nach Köln. Aber seine Kindheit und Jugend im Westendviertel beschäftigen ihn heute noch. Und zwar so sehr, dass er sie in ebenfalls 24 kleinen Geschichten verewigt hat, die er nun veröffentlichen möchte.

Vielleicht, mutmaßt Kubowitz, 58, liegt es am Alter. Das Bedürfnis, sich auseinanderzusetzen mit den ersten, besonders prägenden Jahren seines Lebens – er entdeckt es seit einiger Zeit bei sich selbst und auch bei gleichaltrigen Bekannten. „Rührselig sein ist in Ordnung“, sagt er in einer ganz ruhigen, besonnenen Art, „aber es ist nicht alles.“ Er wolle keine Heimatgeschichte erzählen und schon gar keine darüber, dass früher alles besser war. Denn: Das sei nicht wahr.

So erzählen auch nur einige seiner Miniaturen von der puren Idylle mitten in der Großstadt um das Jahr 1966. Davon, dass der kleine Joachim von seinem Elternhaus mit der Adresse Westendstraße 14a das Blöken der Nebelhörner der Rheinschiffe hören könnte. Von Herrn Klee, der in seinem kleinen Edeka die Zutaten für den Lieblich-nächtisch verfügbar hielt: Zitronen, Orangen und Dosenmilch, „Glücksklee“: „Ich bin beeindruckt. Eine Dose extra von Herrn Klee“, schreibt er. Es ist eine Kindheit, wie sie so oder ähnlich sicher viele Jungen und Mädchen erlebt haben, in Ludwigshafen, Frankfurt, Oldenburg.

Wenn Kubowitz von italienischen Schlagern erzählt, die im Radio gespielt werden, von Mummelspiel und Gummitwist oder von den „Winnetou“-Filmen im Kino, dann ist das aber nur eine Facette. „Kinder, die in



Ludwigshafen, die Stadt seiner Kindheit, hat Joachim Kubowitz zu 24 Geschichten inspiriert. Zurück kommt er gerne und regelmäßig.

FOTO: KUNZ

den 1950er-Jahren geboren sind, haben den Übergang zwischen dem Elend der Nachkriegszeit und der Euphorie durch das Neue erlebt“, sagt er. In Ludwigshafen habe sich die Amerikanisierung und die Technologie-Begeisterung etwa beim Bau der Hochstraßen gezeigt. Für ihn und seine Freunde bedeutete das Aufwachen in den Sechzigern, „überall Nischen im Dreck“ zu finden. Trümmergrundstücke waren als Spielplatz ebenso beliebt wie die Baustelle für den neuen Hauptbahnhof.

SPD-Politiker Wolfgang van Vliet war einer seiner Klassenkameraden.

Dass die Vergangenheit so fern gar nicht war, thematisiert Kubowitz in seinen Aufzeichnungen auch, wenn er über die damalige Sprache sinniert. Darüber, dass man ganz selbstverständlich von einem „Atombusen“ sprach oder von „Bombenwetter“, dass Erwachsenen der Satz „Ich werde verrückt bis zur Vergangung“ ganz selbstverständlich über die Lippen ging. „Das ist auch erschreckend.“ Ein Achtundsechziger war er, weil zu jung, zwar nicht. Politisiert gewesen sei er trotzdem schon früh. So erinnert er sich an Wandzeitungen gegen den Putsch in Chile, die seine Schulfreunde und er 1973 im Carl-Bosch-Gymnasium aufhängten. Einer seiner Klassenkameraden dort ist heute Bürgermeister: Wolfgang van Vliet (SPD). Kubowitz hat ihn vor einiger Zeit wieder gesehen – nach Jahrzehnten.

Den Kontakt zu Ludwigshafen hat der Wahl-Kölner immer gehalten. In der Westendstraße 14a lebten bis vor drei Jahren noch seine Eltern; kurz nach dem Umzug in die Nähe des Mannheimer Rosengartens ist seine Mutter gestorben. Seine Schwester und seinen Vater besuchte Kubowitz in

Mannheim regelmäßig. Und unternimmt dann auch Streifzüge durch seine Geburtsstadt Ludwigshafen, sinniert über Historie und Architektur und stört sich wie jeder andere am Verfall der Fußgängerzone.

Er hat hier noch die Fachoberschule besucht, bei den Wolpert-Verken in der Industriestraße eine Ausbildung zum Maschinenschlosser gemacht und sich in der Jugendorganisation der Gewerkschaft IG Metall engagiert. Zum Kunst- und Designstudium ging er nach Bremen. Heute ist die Signaletik sein Betätigungsfeld: Als Kommunikationsdesigner arbeitet er mit Architekturbüros zusammen und gestaltet zum Beispiel psychiatrische Kliniken so, dass die Menschen sich dort zurechtfinden, wohlfühlen und ihr Heilungsprozess gefördert wird.

Sinnlichkeit ist ihm auch bei seinem Buchprojekt wichtig, für das er zurzeit einen Verlag sucht. „Es soll kein einfaches Taschenbuch werden“, sagt er. Dass es gut lesbar sein sollte, gelte nicht nur für den Inhalt, sondern auch für die ästhetische Form. Neben dem Titel „ruff, bless, putt“, die Worte des früheren Schriftzugs an der Walzmühl-Fassade, hat er auch sein Titelphoto schon: das Schwarz-Weiß-Portrait eines unbekanntem Jungen im Westend. Ein mittlerweile verstorbener Freund hat es in den 60er-Jahren aufgenommen, und Kubowitz hat es schon einmal für das Cover einer kleinen CD verwendet, auf der ein Song („Westend“) vom Viertel erzählt.

Kubowitz' Vorbild ist Walter Benjamin mit seiner „Berliner Kindheit im neunzehnhundert“. Wenn man bedenke, dass Benjamin in den 20er-Jahren mit Ernst Bloch befreundet war, schließe sich auch wieder der Kreis zu Ludwigshafen, sagt der 58-Jährige. Und dass er die Geschichten nicht nur gerne geschrieben hat, sondern auch gerne vorlesen würde. Man kann sich das gut vorstellen.